

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 235.

Samstag, 7. Oktober.

1916.

Die Lierbachs-Mädelsn.

(12. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Vor seinem düsteren anklagenden Gesicht, bei diesem hastigen Geständnis froh ihr eine Angst, eine dumpfe Bangigkeit ans Herz. Sie hätte aufschreien mögen: Warum bist du nicht früher gekommen? Warum hast du meinem Leben gefehlt? Ich hätte den Freund gebraucht, der mir Mut machte, den Warner wie einst! Wo zu jetzt, da es zu spät ist für jede Umkehr, diese bittere Frage, dieser strafende Hohn? Mühsam schüttelte sie die Befangenheit ab, in die seine Nähe sie einspann, und suchte zu scherzen:

„Der Vergleich mit der Zugspitze ist ja sehr schmeichelhaft. Aber wie ein Felskoloß war ich ja doch nicht in der Heimat angewurzelt. Von München nach Frankfurt — recht weit ist's wohl nicht voneinander für einen Menschen, der wie Sie in der Welt herumfährt, nicht?“

„Nicht die Städte, aber die Umgebung, in der Sie dort lebten und nun hier leben müssen.“

„Ist hier nicht auch ein künstlerisches Milieu?“ fragte sie lächelnd. „Ich werde mich nun mehr mit der Architektur als mit der Malerei befreunden.“

„Hier!“ lachte er bitter. „Hier ist Geschäft! Wenigstens in diesem Hause.“

„Sie tun sich unrecht. Sie sind doch Künstler.“

„Angeknienet an das Kapital! Was bleibt uns einem denn übrig, als seine Freiheit aufzugeben, um überhaupt etwas zu erreichen? Ich weiß nur nicht, warum Sie das tun mußten, gnädige Frau! Ich hatte mit solcher Freude gehört, daß Sie sich der Malerei zugewendet, daß Sie Ihr Talent entwickelt hatten.“

„Das wußten Sie?“ fragte sie, plötzlich vergessend, wo sie war, mit einer Erregung, als wäre sie noch Grete Lierbach und dürfte es ihm endlich sagen, daß er sie angeeifert hatte zur Kunst, zum Ernst, daß sie ihm jede frohe Schaffensstunde, jeden Erfolg verdanke.

„Ich hatte doch nie wieder etwas von Ihnen gehört“, fügte sie dann leise, mit einem unwillkürlich wehmütigen Klang hinzu.

„Ach, leider halte ich mich mit meinem Freund Falk kurz vor der Abreise verzannt. Sie wissen ja, wie's dann geht? Man schreibt sich obnedies nicht viel; wenn man im Groll voneinander ging, gar nicht. Ich habe es tief bedauert, als ich hörte, daß Falk Ihr Schwager geworden. Und doch — es fand sich nicht gut eine Anknüpfung. Aber ich habe doch immer noch Hühnhörner ausgestreckt und hingehorcht, wie es in Ihrem Hause weiterging, bis ich dann fortreiste. — Alles hätte ich erwartet; alles eher, als Sie als Frau meines Kompagnons zu sehen. Das nicht; das nicht in dem schrecklichsten Traum!“

Eichhofen kam zurück. Zum Glück für Grete so mit geschäftlichen Dingen beschäftigt, daß er ihre Passungslosigkeit nicht bemerkte. Er vertiefte sich dann auch mit dem Architekten in ein lebhaftes Gespräch, aus dem sie nach einer Weile erregte Wort heraushörte:

„Unser bester Bauführer ist entlassen worden, weil er wegen Krankheit seiner Frau um Vorstoß gebeten hatte“, sagte Schmidt ungehalten.

„Die Kerle sollen waren zur rechten Zeit!“ rief Eichhofen. „Ich kümmere mich nicht um ihr Familienleben!“

„Ich halte das für sehr unrecht“, gab die junge ernste Stimme zurück. „Man müßte gute Arbeiter, einen Stod von zuverlässigen Leuten, durch freundliche menschliche Behandlung zur Anhänglichkeit und zum Interesse an dem Geschäft veranlassen.“

„Ach, lassen Sie mich aus mit Ihren Ideen! Diese Lumpen! Wenn einer ihnen mehr gibt, laufen sie doch zu ihm!“

„Die meisten wohl. Ich weiß auch nicht, ob man ihnen das so sehr verdenken kann. Wirklich Tüchtige sollte man eben so gut bezahlen, daß sie nirgends ein besseres Unterkommen finden.“

„Sie sind natürlich immer bereit, Geld mit vollen Händen auszuschütten!“ höhnte Eichhofen.

„Ohne ordentliche Bauführer bin ich eben nicht imstande, ein Haus bis zum bestimmten Termin fertig zu stellen. Ich kann auch nicht die Garantie übernehmen, daß es solid gebaut ist!“ klang es scharf zurück.

„Mit Ihrer Weichherzigkeit und Ihrem Humanitätsdusel erzielen Sie eben keinen Gehorham. Wenn die Kerle nicht parieren, dann melden Sie es nur mir. Ich werde schon Feuer dahinter machen!“

„Es kommen andere Zeiten, Herr Eichhofen“, hörte Grete noch den Architekten sagen. Dann hatte sie geräuschlos die Tür hinter sich geschlossen, um in ihr Zimmer zu flüchten. Das kleine Atelier, das sie sich eingerichtet, war der einzige Raum, in dem sie sich in ihrem eigenen Bereich fühlte. Sie mußte allein sein; allein tief aufseufzen aus ihrem gepreßten Herzen; das Entsetzen niederkämpfen, das sich ihrer bemächtigt hatte. Noch klang der Streit mit ihrem Gatten in ihr nach; noch schauerte ihr vor dem Einbild in jenen harten Egoismus, der ihr geworden, und doch schien diese Erfahrung schon weit zurückzuliegen; denn wie ein großes, furchtbares Erlebnis, das alles um sie her veränderte, stand vor ihr dieses Wiedersehen. Schmidts Weisreden, seine förmliche Anklage. War denn der Mann dazu berufen, wie ein Mahner, wie ein Strafprediger vor ihr aufzutreten und an den Tiefen ihres Wesens zu rütteln?

Kannte er ihren Gatten so viel besser wie sie? Hatte sie sich blenden und täuschen lassen? O, nicht von dem Reichtum, wie er wohl meinte, sondern von der Liebe, die ihr geschmeichelt hatte, von dem roßigen Nebel, mit dem warme werbende Worte einen Mädchenblick einfließen.

Lange saß sie zwischen ihren alten Studien, unter den vielen Erinnerungen an das frühere Leben mit einem Gefühl folternder Reue und angstvollem Grauen vor der Zukunft.

Dann raffte sie sich auf und kämpfte mit trostloser Kraft die Schrecken nieder, die sie niederbeugen und an sich selbst irre machen wollten.

Es war geschehen. Mit klarem Willen hatte sie ihr Schicksal gewählt. Nun hieß es mit stolz erhobenem Haupt den Weg zu gehen, den sie sich gesucht. Dieser junge Mensch, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, ihr Tun zu tadeln, sollte sie nicht wankend machen in ihrer vernünftigen Lebensweisheit: mit dem Erreichbaren vorlieb zu nehmen und keinen Hirngespinnsten nachzuhängen.

Sie kam, trotz des vorherigen Streites, ihrem Gatten wieder in versöhnlicher Stimmung entgegen und gab sich alle Mühe, in der neuen Umgebung, in dem Kreise, dem sie nun angehörte, Boden zu gewinnen. Aber es wurde ihr schwer gemacht. Eschhofen schätzte die Menschen nach ihrem Vermögen ein und verkehrte am liebsten mit Leuten, deren finanzielle Lage ihm imponierte. Eigentlich glied eine dieser Gesellschaften, zu denen sie eingeladen wurden, der anderen, bis auf das Service, bis auf das Menü. Und wenn man den Rheinlachs und den Rehbraten und die Boullarden verspeist hatte, dann gingen die Herren, die alle Geldmenschen waren, ins Rauchzimmer und unterhielten sich über die Geschäfte, und die Damen saßen beisammen, bewunderten gegenseitig ihre schönen Kleider, sprachen über ihre Kinder, über die neuen Moden, wenn's gut ging, vom Theater. Grete blieb der fremde Wildling; sie langweilte sich zum Sterben und machte auch kaum mehr einen Versuch, von den Dingen zu sprechen, die sie bisher interessiert hatten.

Diese reichen Leute kauften wohl manchmal ein Bild von einem berühmten Maler; aber im Grunde kümmerte sie die Kunst doch blutwenig, und sie sahen alle mit Geringschätzung auf die Kreise herab, in denen Grete früher verkehrt hatte. Menschen, die nicht ein wohlfundiertes, schon vom Vater oder Großvater ererbtes und glänzend angewachsenes Vermögen besaßen, waren für sie Plebs, Bohème, mit der man nichts zu tun haben wollte.

Anfänglich hatte sie noch in ihrem Hause ihr früheres gesellschaftliches Talent zur Geltung bringen und diesen Abfütterungen ein originelleres Gepräge verleihen wollen. Aber ihr Mann wehrte sich gegen jedes Abweichen von der nun einmal hergebrachten Form, und so gab sie es auf, Neuerungen einzuführen.

Ach, es war so natürlich, daß unter all den Nichtsagenden, Gleichgültigen das eine dunkle Gesicht für sie herausleuchtete wie ein helles Licht unter ödem Grau; daß diese beiden Menschenkinder, die sich nun immer wieder treffen mußten: Eschhofens Kompagnon und Eschhofens Frau, sich zusammenfanden wie zwei in einem fremden Land Verirrte, die eine gleiche Sprache sprachen.

Nur mit einem alten Kaufherrn, der etwas Fürstliches in der Erscheinung hatte, und seiner lebenswürdigen Frau hatte Grete sich befreundet, und seiner Vermittlung verdankte sie auch eine große Freude. Er verschaffte ihrer Freundin Anna Bolders eine recht gut bezahlte Stelle als Buchhalterin. Die liebe, kleine, blasse Anna übersiedelte mit ihrer Mutter nach Frankfurt; ihr Vater war vor kurzem gestorben. Nun hatte sie doch eine vertraute Seele in der Nähe, mit der sie von daheim plaudern konnte. Manchmal war sie ganz krank vor Sehnsucht nach herber Vergnügung, nach der geliebten Klar, nach dem alten Atelier, nach dem guten Rachen ihres Vaters.

Als sie ihrem Mann gegenüber unwillkürlich verriet, wie lieb ihr Annas Nähe sei, bemerkte er mit dem hochmüthigen Ausdruck, der in ihr immer eine Regung des Hasses weckte:

„Ich bitte mir aus, daß diese Buchhalterin nicht in mein Haus hereingezogen wird. Ich verkehre nicht mit Angestellten.“

„Anna ist eine Künstlerstochter wie ich!“ rief Grete empört. „Also aus meinem Kreis. Ich lasse mir meinen Umgang nicht verbieten!“

„In deinem Zimmer kannst du sie empfangen. Aber in eine Gesellschaft wird sie nicht eingeladen.“

„Auf diese Langeweile kann sie verzichten“, gab sie herb zurück.

Wie oft sie sich auch vornahm, ihre Ruhe zu bewahren, sich nicht von ihrem Temperament hinreißen zu lassen, wie sehr ihr auch dieser Ton mißfiel, der nun zwischen ihr und ihrem Mann eingerissen war, sie verlor immer wieder die Beherrschung vor seinem spöttischen, eingebildeten Gesichtsausdruck. Ihr ganzes Wesen empörte sich dagegen, daß er sich, nur seines Reichthums wegen, hoch erhaben dünkte über die Kreise, in denen sie früher gelebt hatte.

Sie wußte jetzt, daß er selbst gar kein künstlerisches Verständnis hatte. In seinem Zimmer hingen Gemälde, die sie schauerhaft fand, und als sie ihn einmal fragte: „Wie kannst du das anstehen? Wenn du sie gerbt hast und aus Pietät sie nicht weggeben willst, dann sag' ich nichts mehr; sonst aber — — —“

„Sie sind doch sehr gut gemacht“, meinte er zu ihrer Verblüffung.

„Miserabler Ritzsch! Aber Emil! Das kann dir doch nicht gefallen.“

„Natürlich, du bildest dir ein, nur deine Münchener können malen.“

Sie antwortete nichts mehr. Es war ihr nun plötzlich erschreckend klar geworden, daß er bei seinen Einkäufen ihres Rates sehr bedurft hatte; daß er nicht bloß aus Verehrung und verliebter Unterordnung, sondern aus geschäftlichem Interesse mit ihr durch die Ausstellung im Glaspalast gegangen war. Er handelte ja auch mit Bildern, und es paßte ihm, junge Talente zu finden, die noch keine hohen Preise verlangten.

E einmal sah sie in einer Villa, die ihr Mann eingerichtet hatte, und in der sie Besuch machten, das Bild ihres Vaters, den Frühlingsmorgen am Ammersee, das insofern eine Bedeutung in ihrem Leben gewonnen, weil sie Eschhofen kennen gelernt hatte, als es auf der Staffelei stand.

„Ihr Vater muß ja ein Krösus werden“, meinte die junge Frau, „bei den Preisen, die er für seine Landschaften bekommt! Zehntausend Mark haben wir für das Bild gezahlt. Ich freue mich ja riesig, daß mein Mann es dennoch nahm.“

Grete faßte die Sache mit Humor auf. . . .

„Nun, du machst ja einen hübschen Profit an deinem Schwiegervater!“ sagte sie später zu ihrem Mann, denn sie wußte ganz genau, daß ihr Papa nicht viel mehr als die Hälfte der Summe bekommen hatte. „Und wieviel gewinnst du denn bei den anderen Bildern?“

„Ach, nicht viel!“ wehrte er ab. „Aber bitte, schreibe es nicht nach München, daß man hier höhere Preise zahlt! Diese jungen Maler sollen froh sein, wenn ich ihnen ein paar blaue Lappen auf den Tisch lege.“

„Ich habe früher nicht gewußt, daß du auch mit Bildern Geschäfte machst.“

„Nun, man nimmt das auch mit.“

Und sie war so stolz gewesen, mit dem „Mäcen“ durch die Ausstellung zu gehen; hatte sich gefühlt als Beschützerin der Kunst, während er sich bereicherte mit diesen Bildern, die er möglichst billig erstand.

O, wie einfach er sie einzufädeln gewußt hatte, wie blind sie dem Schläuen in die Falle gegangen war. Niemand durfte sie anklagen als sich selbst, wenn ihr schon jetzt, nach einem kurzen Jahr, ihre Ehe als ein trauriger Irrtum erschien, wenn das Heimweh sie zermarterte, wenn ihr, so oft sie in ihrem kleinen Atelier die alten Studien hervorriefte und zu malen begann, die Pinsel wieder aus der Hand sanken in uferloser, nutzloser später Reue.

(Fortsetzung folgt.)



Jede Arbeit, mag sie noch so niedrig, belächelt oder unbeliebt sein, mag sie Kopf oder Hand in Anspruch nehmen, ist als sittliche Pflicht und Vorbedingung wahren Lebensglücks aufzufassen und zu Ehren zu halten.

23. Bohmert.

Mein Pilzvergnügen.

Von Walther Schulte vom Brühl.

Ehemal hatte ich nur ein naturwissenschaftliches Ergötzen an dem ulti gen und merkwürdigen Geschlecht der Pilze, konnte die Schwammerlinge zur Not in Blätter-, Nöhren-, Stoppel- und Wackelpilze unterscheiden, ein paar Duzend mit Namen rufen und freute mich, wenn ich im Herbst einen recht wohl gewachsenen Fliegen schwamm in der Bier seines leuchtend roten, weiß getupfelten Röschens erblickte. Auch die Stinkmorchel erregte meine besondere Aufmerksamkeit, nicht nur ihres abscheulichen Leichengeruchs wegen, der dem einer Lederfabrik fast gleich kommt, sondern weil sie in ihrer Jugend als „Hegenei“ einem „Windei“ sehr ähnlich sieht. Da schlummert ihr grüner Dutt wie ein Dotter zwischen einer eiweißähnlichen Masse, bis der Pilz plötzlich erwacht, in wildem Lebensdrange die derbe, weiße Eihaut sprengt und sich in kurzer Zeit, fast zusehends, zu einem spannhohen Stänker entwickelt, von allen Nasfliegen lebhaft umhüllt. Wo er sich seines Daseins im Walde freut, da denkt der arglose Spaziergänger, irgend ein Nas müsse in der Nähe liegen, und er macht, daß er weiter kommt. Einmal las ich, daß die Hegeneier von den Hegen zu Liebestränken benutzt worden seien, daß man heute noch in Böhmen die Hengste damit zu fören pflege und daß man sie in Paris als besondere Lederbissen schätze. „Was den verfluchten Franzosen schmeckt, wird auch dir munden“, dachte ich. So brachte ich eines Tages triumphierend folch ein im Walde gefundenes Hegenei heim und ließ es mir in Butter braten. Meine Frau, meine Tochter und mein Hausmädchen standen um mich herum und sahen mit Angst und Entsetzen zu, wie ich es verzehrte. Das Mädchen meinte, der Herr würde daran zerplatzen. Ich konnte jedoch weiter nichts feststellen, als daß es ziemlich fade schmeckte. Seit her ent schlug ich mich dieses Genusses und hielt mich von Pilzen nur an die in Delikatessengeschäften kaufbaren und ziemlich teuren Champignonknöllchen als angenehme Beigaben zu Lendenbraten. Da ergaben sich mit dem Weltkrieg und der bald eintreffenden Nahrungsmittelknappheit plötzlich andere Ernährungsnotwendigkeiten. Ich ging also schleunigst unter die Kaninchenzüchter, legte mir unversehends auch einen „Schneckenpark“ mit anderthalbhundert „Schlächttieren“ an und wurde überdies ein eifriger Pilzsammler. Die Bevölkerung des kleinen Städtchens, in dem ich mich zur Ruhe setzte und die mich, weil ich als bescheidener Rentner sorglos lebe, als „Rifer“ und gar als „Millionär“ verschreit, sah meinem Beginnen mit erstaunten Augen zu. Ich mühte, so meinte man heimlich, trotz meines vielen Geldes, doch ein rechter Geizhammel sein, daß ich Schnecken und Pilze fräße, jedenfalls nur, weil die mich nichts kosteten. Aber ich ließ mich das nicht anfechten. Gestützt auf zum Teil sehr gute Pilzbuchrezensionsexemplare, die ich von meiner Redaktionstätigkeit her noch besaß, und durch die tägliche Übung, wurde ich bald ein richtig gehender Pilzkenner. Mein Auge schärfte sich dermaßen, daß ich auf 5 Meter Entfernung schon manchen guten Pilz von seinem schlichten Bruder unterscheiden kann und auf 6 Meter den höllischen Knollenblätterpilz und seine Abarten in ihrer ganzen Schöndlichkeit erkenne. Freilich, bei manchem Schwammerling aus der artenreichen Familie der Täublinge heißt es, vermittelt der Zunge die Schafe von den Böden, die Genießbaren von den Schädlichen zu trennen. Oft ist mein Geschmacksorgan von der bitteren Schärfe des Speitäublings, der dem ledern Speisetäubling nicht so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, dermaßen geäbt, daß ich lebensüberdrüssig werden könnte. Meine Kostversuche reizen natürlich meine Enkelkinder, die vierjährige Irene und den dreijährigen Harald, die mich oft bei meinen Pilzwanderungen begleiten und mit ihren Späheaugen den verborgensten Pilz entdecken, zu gleichen Zaten. Ich war lange in größter Sorge, daß sie sich einmal böß bezahlen könnten, weshalb ich ein Radikalmittel in Anwendung brachte. Ich ließ sie nämlich ein Stüchchen des schönen, in rohem Zustand äußerst scharfen, aber gekocht für Leute, die Terpen tingeschmack lieben, genießbaren Pfeffermischlings versuchen. Als bald erhoben sie ein fürchtbares Geschrei, streckten die „Leder“ verzweifelt heraus, und Zrenchen versicherte weinend: „Ich sag's der Mama, du böser Großpapa!“, eine mir keineswegs angenehme Drohung. Ich mußte ihnen eine Viertelstunde lang die Zungen mit dem Taschentuch abwischen, bis sie sich beruhigten, Aber sie versuchen jetzt wenig-

stens keine rohen Pilze mehr, wie es ihre Mhne tut, und ich bin einer großen Sorge ledig.

Wie der Jäger eine Schutzliste führt, so führe ich eine Pilzliste. Danach habe ich Anno 1915 nicht weniger als 20 verschiedene Arten Pilze mit mehr oder weniger großem Genuß durchkostet: Nordischwämme und Reizler, Totentrompeten und Flaschenboviste, den biedern, proletischen Pfifferling und den hochedlen Steinpilz, das hübsche Glasköpfchen und die abenteuerliche Herbstmorchel, das schnurrige Hasenohr und den malerisch verzweigten Eichenhasen, und so fort mit Grazie in infinitum. In diesem Jahre kamen weitere 19 Nummern dazu, so daß ich bis jetzt etwa den vierten Teil der in Deutschland vorkommenden, eßbaren Pilzarten durchkostet habe. Es ist mir immer gut bekommen, weil ich die Sache kenne und obendrein äußerst sorgsam bin, denn da meine Frau und mein Hausmädchen sich nach anfänglichem Zaudern zu großen Pilzeßerinnen entwickelten, ist meine Verantwortung nicht gering. Wer die Pilzjagd nicht sehr fachverständig betreibt und sich auf billige und mindere Pilzbücher und Merkblätter verläßt, kann schwer hereinsinken. Jüngst erst hat mich ein gebildeter Herr, der nie ohne einige Merkblätter und Pilzbüchlein in der Tasche „in die Pilze“ geht und schon oft selbst gesammelte Pilze aß, doch noch einmal seinen Korbinhalt zu untersuchen. Ich fand darin unter andern zweifelhaften Gefellen ein halbes Duzend verwaschene und verfärbte giftige Schwefelköpfe, die er für Hallimasche angesehen hatte. Das ist ja das Verfluchte bei diesen Geschöpfen des Moders, daß sie ihr Aussehen, zumal in der Farbe, oft so gänzlich verändern und dann äußerst schwer zu bestimmen sind, so daß auch der Kenner oft verzweifelt fragt: „Sagt, wer mag das Männlein sein?“ Des halb ist es jedem, der den Schwammerlingen wissenschaftlich nicht gründlich näher treten kann, dringend zu empfehlen, sich nur an die wenigen, in ihrer Erscheinung unerkennbarsten Speisepilze zu halten, etwa an den Pfifferling und an den Riegenbart, an Stoppelschwamm und Rothhäuptchen. Auch sollten die Behörden keine Pilze zum Marktverkauf zulassen, die nicht vorher von Kennern untersucht worden wären. Selbst viel gegessene und bekannte Pilze ergeben starke Verwechslungsmöglichkeiten. Wie leicht wird, um nur einiges anzuführen, der Steinpilz mit dem scheußlichen Gallenpilz, der Hasenbovist mit dem Kartoffelbovist, der Champignon mit dem furchtbaren Knollenblätterpilz verwechselt. Man liest ja häufig genug über schwere und tödliche Vergiftungen. Daß die Kranken dabei wahrhaft entsetzlich zu leiden haben, das freilich weiß man nicht. Die vielen leichteren Fälle aber, bei denen es mit einem tüchtigen Durchfall oder einem Erbrechen gnädiger abgeht, bleiben in der Öffentlichkeit unbekannt.

Von einem wirklich billigen Vollnahrungsmittel, wie etwa bei Kartoffeln, kann bei den Pilzen nicht die Rede sein, und für jeden, der sich seine Pilze nicht selber sucht, sondern der sie auf dem Markte kaufen muß, sind sie sogar eine sehr teure Delikatesse. Selbst der Eierschwamm, der Pfifferling, der am wenigsten Abfall hat, ist heute auf dem Markte kaum unter 60 Pf. für das Pfund zu haben. Dafür könnte man 10 Pfund weit nährhaftere Kartoffeln kaufen, ausreichend, um sich zur Not einen Tag davon zu nähren. Ein unbefangener Naturwissenschaftler hat ausgerechnet, daß einer, um die für einen Erwachsenen zur täglichen Ernährung notwendigen Wärmeinheiten beizubringen, 16 Pfund wohl gepuhte Steinpilze verzehren müßte, das heißt, er braucht dazu etwa 25 Pfund ungepuhte Pilze, die ihn mindestens 20 Mark kosten würden. Es ist blander Unsinn, selbst bei unserm besten und nahrungsreichsten Pilz, eben dem Steinpilz, von einem „pflanzlichen Beefsteak“ zu sprechen, wie es oft in Zeitungen geschieht. Gewiß, die Pilze enthalten Nahrungsstoffe an Eiweiß und Kohlehydraten, aber nur etwa den 9. Teil dessen, was Erbsen enthalten, die doch in normalen Zeiten nicht halb so viel kosten. Und wer sich aus Ernährungsgründen einen sechs pfundigen Kohlkopf für 50 Pf. erstieht, handelt jedenfalls weiser wie einer, der für 60 Pf. ein Pfund noch so guter, und von Waden nicht durchfressener Pilze als Nahrungsmittel — nicht als Delikatesse — kauft. Immerhin sind die Pilze als „wissenschaftlicher Faktor“ hoch zu bewerten, was sich schon daraus ergibt, daß beispielsweise im Sommer 1902 auf dem Münchener Markt 8000 Zentner Schwämme im Werte von 1/4 Million Mark verkauft wurden. Das bringt den armen Sammlern Geld in die Tasche, wenn auch kaum so viel, als den Herren Zwischenhändlern.

Man könnte mich bei dem geringen Nahrungswert des

Pilze nun fragen, weshalb ich selber ein so eifriger Pilzfischer geworden sei. Nun, ich wurde es deshalb, weil mir und meinen Hausgenossen die Pilze so gut schmecken, weil es mich freut und mir eine Erholung ist, in den Wald hinauszuziehen und beutegierig die Schwammerln zu erängen und einzuharfen, wurde es auch deshalb, um mich unabhängiger von den gegenwärtigen, schandbaren Kriegswucherpreisen der Gemüse zu machen. Überdies ist es sehr lustig zu sehen, wie mein Fischhörnchen sich über einen bunten Täublingshut hermacht und, ihn benagend, geschickt zwischen den Pfötchen krecht. Nur aus solchen Gründen bin ich ein Freund dieses, wenn auch mit Vorsicht zu genießenden Gemüses geworden, und meine Frau wiederum ist stolz auf ihren stattlichen Vorrat von eingereichten, getrockneten, pulverisierten oder zu Extrakt verarbeiteten Pilzen. Das ist die Sache.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die Flugzeug- und Automobilausfuhr Amerikas. Unter den amerikanischen Industrien, die sich infolge des Kriegs zu besonderer Höhe entwickelten, sind der Flugzeug- und Automobilbau in erster Linie zu nennen. Die gewaltigen Kriegslieferungen, die Amerika von den Alliierten übertragen wurden, führten sogar in den Vereinigten Staaten zur Gründung eines eigenen Departements für Erfindungen, unter dessen Leitern Edison und der bekannte Flugzeugkonstrukteur Orville Wright die namhaftesten sind. Eine Übersicht über die Steigerung der amerikanischen Flugzeug- und Automobilausfuhr während der letzten zwei Jahre gewährt eine Zusammenstellung von Diplomingenieur Roland Eisenlohr in der „Umschau“. Die Ausfuhr begann mit 15 Flugzeugen im Gesamtwert von 88 400 M. im September 1914, um derart zu steigen, daß im besten Monat des Jahres 1915, nämlich im Juli, 133 Flugzeuge im Gesamtwert von 3 520 000 M. ausgeführt wurden. Wie gut die Amerikaner die Geschäftskonjunktur auszunutzen verstanden, geht daraus hervor, daß der Durchschnittswert eines Flugzeugs im September 1914 13 280 M. betrug, im September 1915 aber nicht weniger als 27 200 M. Die Größe der Flugzeugbestellungen erklärt sich auch daraus, daß etwa die Hälfte der im Verlauf des Jahres 1915 von Amerika nach Europa gesandten Flugzeuge durch Torpedierung der Transportschiffe auf dem Meeresgrund liegt. Nach den Berechnungen Eisenlohrs dürfte der Durchschnittspreis eines Flugzeugs inzwischen so gestiegen sein, daß man hierfür die Summe von 33 000 M. annehmen kann. Dies würde für die amerikanischen Flugzeugunternehmer einen Durchschnittsumsatz von rund 15 Millionen Mark im Monat darstellen. Einen ähnlichen Aufschwung machte die amerikanische Automobilindustrie durch. In der ersten Hälfte des Jahres 1915 wurden allein aus dem Hafen von New York Automobile und Automobilzubehör im Gesamtwert von 205 Millionen Franken nach den Ländern der Entente ausgeführt. Von August 1914 bis Mai 1915 wurden vom New Yorker Hafen insgesamt 18 451 Automobile nach England und Frankreich verschifft. Nach englischen Berichten wurden nur nach englischen Häfen im Juni 1915 2486 ganze Autos, 125 Wagengestelle und für 2½ Millionen Franken Zubehör ausgeführt. Im Juli 1915 1569 Autos, 260 Wagengestelle und Zubehör für 4½ Millionen Franken, endlich im August 1915 1496 Autos, 155 Wagengestelle und für 8 Millionen Franken Zubehör. Man ersieht hieraus, daß die Herstellung der Kraftwagen in England Fortschritte gemacht hat, daß man jedoch hinsichtlich des Zubehörs noch mehr auf die amerikanische Produktion angewiesen ist als früher. Der Rückgang in der Lieferung ganzer Wagen dürfte auch zu einem nicht geringen Teil der U-Bootgefahr zuzuschreiben sein. Schon aus diesen wenigen Zahlenangaben ist zu ersehen, wie ungeheuer die Leistungsfähigkeit der Zentralmächte auch in industrieller Beziehung sein muß, da Deutschland und seine Verbündeten kein einziges Flugzeug und keinen einzigen Kraftwagen aus dem Ausland beziehen. Die für das Automobil- und Flugwesen notwendigen Summen kommen daher bei uns der heimischen Industrie zugute, während die Entente ihre Geldmittel immer mehr nach dem Ausland fließen lassen muß.

Schloß Johannisberg. (Ein Zweihundertjahr-Jubiläum.) Im Jahre 1716, also heute vor 200 Jahren, wurde das Kloster Johannisberg im Rheingau aufgehoben, auf das die Anlage des berühmtesten aller deutschen Weinberge zurückgeht. Aus dem Kloster Johannisberg wurde das Schloß Johannisberg, dessen Name allen Weinkennern und Verehrern des deutschen Rheinweins überaus hold und vertraut klingt. Die Bekanntheit mit dem Wein und dem Weinbau verdankt unser Vaterland den alten Römern, der Weinbau im größeren Stile wurde aber erst seit der Einführung des Christentums in Deutschland durch die christlichen Klöster betrieben. Fast alle die Weinberge, die man heute noch außerhalb der hauptsächlichsten Weinbaugegenden bei uns, so namentlich im Osten Deutschlands, antrifft, sind durch die Klöster angelegt worden. Im Jahre 1106 siedelte der Erzbischof Ruthard von Mainz auf der damals öden, kahlen Höhe, auf der jetzt Schloß Johannisberg liegt, Benediktiner an. Als bald darauf der Rheingraf Rüdolf sich an einem Johannisstages Ausschreitungen gegen die Mainzer Juden zuschließen kommen ließ, und diese sich darüber beim Kaiser beschwerten, wurde dem Erzbischof, dem Schwager des Rheingrafen, die Buße auferlegt, daß er in Rede stehenden Klosteransiedlung in der Nachbarschaft große Ländereien überweisen mußte. Diese Überweisung wurde als Sühneschönung noch besonders dadurch gekennzeichnet, daß das Kloster zur Erinnerung an den bewußten Johannisstages den Namen Johannisberg erhielt. Nach der Aufhebung des Klosters ging der Johannisberg nun in den Besitz des Kurfürsten von Fulda über; im Jahre 1801 wurde das Hochstift Fulda säkularisiert und dem Prinzen von Oranien als Entschädigung für die ihm abgenommene Erbstatthalterei der Niederlande übertragen. Lange freilich durfte sich der Oranier dieses Besitzes nicht freuen; nach der Gründung des Rheinbundes überwies Napoleon I. seinem General Kellermann, einem aus Wolfesbachweiler an der Tauber gebürtigen deutschen Bauernsohn, den Johannisberg als Dotation für die ihm geleisteten wichtigen Kriegsdienste. Lange konnte sich auch General Kellermann der Herrlichkeit nicht freuen, es widerfuhr ihm aber dabei das hervorragende Glück, daß er den berühmtesten Jahrgang aller Rheinweine, den des Kometenjahres 1811 miterleben durfte. Da er aber schon damals dem Frieden nicht recht traute, verkaufte er den ganzen Ertrag auf dem Stock — 50 Stück gleich 60 000 Liter — für den billigen Preis von 32 500 Gulden an den Kölner Weinhändler Mumm. Dieser verkaufte später das beste Stück allein für den Preis von 12 000 Gulden und legte mit diesem guten Geschäft die Grundlage zu dem großen Reichtum der Weindynastie Mumm. Als die napoleonische Herrschaft im Jahre 1815 ihr Ende erreicht hatte, war es auch mit der Kellermannschen Herrlichkeit zu Ende. Es hieß damals, daß der Johannisberg entweder dem Freiherrn von Stein oder dem Fürsten Blücher oder aber dessen Generalstabschef Gneisenau als Dotation zufallen sollte. Doch es kam ganz anders. Der Kaiser von Österreich leitete aus den Beschlüssen des Wiener Kongresses das Recht her, über die Besetzung Johannisberg frei verfügen zu dürfen, und er verließ diese seinem allmächtigen Minister Metternich als Lehen. Seit dieser Zeit ist also diese Perle des Rheingaus im Besitz der gräflichen Familie Metternich. Da über die Schenkung des österreichischen Kaisers den Charakter eines Erbfehlens trug, so muß der Besitzer von Schloß Johannisberg noch heute an den Kaiser von Österreich von jeder Weinernte in naturalen Zehnten abliefern. Die mit Wein bebaute Fläche beträgt etwa 25 Hektar und wirft ihrem Besitzer mit einem Ertrage von 36 000 Litern durchschnittlich im Jahre 160 000 Mark ab. Die besten Gewächse werden flaschenweise als Kabinettweine verkauft. Ältere wertvolle Jahrgänge werden mit 40 bis 70 Mark für die Flasche bezahlt, bei manchen, wie beispielsweise Johannisberger Kabinett 1893, ist der Preis bis auf 60 Mark für die Flasche gestiegen. Um die Herrscherkrone im weingefegneten Rheingau streitet mit dem Weine von Schloß Johannisberg nur noch derjenige, der ihm benachbarten königlichen preussischen Domäne Steinberg. Von dieser stammte, wie bekannt, jene historische Flasche 1868er Steinberger Kabinett, die Kaiser Wilhelm II. dem Fürsten Bismarck zur Versöhnung übersandt hatte. Auch der Steinberg ist eine Gründung frommer Mönche; dieser Weinberg ist von Zisterziensern angelegt worden, während auf Schloß Johannisberg, wie oben erwähnt, Benediktiner die ersten Reben gepflanzt haben.